



PATRICIA HOLLAND MORITZ

Die Einsamkeit
des *Roman*
Chamäleons

Original

GMEINER



PATRICIA HOLLAND MORITZ

Die Einsamkeit
des Chamäleons

MORDE, RECYCELT Rebekka Schomberg ist keine Ermittlerin, sondern eine vermögende Frau, die aus ihrem Leben eine Forschungsreise in menschliche Abgründe macht. Rebekkas Großvater hinterließ ihr ein Erbe von abscheulicher Herkunft. Mit diesem Wissen begibt sie sich auf die Seite derer, die im Leben keinen Beistand zu erwarten haben.

Rätselhafte Todesfälle in einer Berliner Recyclingfirma bringen Rebekka zur Familie des letzten Opfers. Bei ihren Nachforschungen stößt sie neben Ungereimtheiten innerhalb der Familie, mit der sie bald freundschaftlich verbunden ist, auf eine weitere mysteriöse Spur: Von der Recyclingfirma ausgehend läuft ein schwungvoller Handel mit Kunstgegenständen in einer Szene, die nur virtuell zu existieren scheint. Als sie dabei ist, die Verbrechen an den Recyclingmitarbeitern aufzudecken, setzen die Täter alles daran, Rebekka verschwinden zu lassen, was einfach ist: Rebekka Schomberg ist ein Mensch wie ein Chamäleon, das unsichtbar ist und somit auch von niemandem vermisst wird.

© Michaela Philipzen



Patricia Holland Moritz wurde im ehemaligen Karl-Marx-Stadt geboren. Sie arbeitete in Leipzig als Buchhändlerin, in Paris als Speditionskauffrau, studierte in Berlin Nordamerikanistik, war dort später als Tourneeveranstalterin tätig und ging dann nach München, um für ein Verlagshaus zu arbeiten. Mittlerweile lebt sie wieder in Berlin und ist beruflich nach wie vor in der Verlagsbranche tätig. Sie ist Autorin der Kolumne »The Spirit of Kasimir« auf www.patriciahollandmoritz.wordpress.com und Co-Autorin der Autobiografie des Pfarrers Christian Führer »Und wir sind dabei gewesen« (Ullstein 2009). »Die Einsamkeit des Chamäleons« ist ihr erster Roman bei Gmeiner.

PATRICIA HOLLAND MORITZ

Die Einsamkeit
des Chamäleons

Rebekka Schombergs erster Fall

Original

GMEINER



*Ausgewählt von
Claudia Senghaas*

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2014 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © kids.4pictures – Fotolia.com
ISBN 978-3-8392-4269-8

Ich widme dieses Buch in Liebe meinem Vater,
Karl-Georg Holland-Moritz.

Wer eine gute, verständige und schöne Frau sucht, sucht nicht eine, sondern drei.

Oscar Wilde

PROLOG

Die Mutter war aschfahl, als sie Rebekka den Brief mit dem Absender Erich Schomberg reichte. Rebekka wohnte damals längst nicht mehr bei ihr. Sie hielt sich nach der erneuten Absage für ein Journalistikstudium mit Nachschichten auf dem Postamt und einem Leben in den Wohnheimen der Stadt über Wasser. Für sie bestimmte Briefe wurden immer noch an die Marzahner Wohnung geschickt.

›Er will mich sehen. Seinen Letzten Willen mit mir besprechen. Was hat das zu bedeuten, Mutter?‹

›Dass er reinen Tisch machen will. Und im schlimmsten Fall eine Haushaltsauflösung an dir hängen bleibt.‹

Damit brachte die Mutter unmissverständlich zum Ausdruck, dass sie nichts mit diesem Mann zu tun haben wollte, der ihr Schwiegervater war.

›Was war das zwischen euch?‹

›Ein luftleerer Raum. Mehr nicht. Ich habe ihn auf der Beerdigung deines Vaters zum letzten Mal gesehen. Dein Großvater ist nichts als eine dunkelrote Bazille. Erst braun, dann rot. Immer ganz den Umständen angepasst. Wie dein Chamäleon damals.‹

›Was hat er getan?‹

Die Mutter schaute ihre Tochter an, und Rebekka wusste in diesem Moment, dass sie diesen Ausdruck in ihrem Gesicht nie wieder sehen würde. Sie trat ganz nah an ihre Mutter heran, nahm ihr Gesicht in ihre Hände. Wusste, dass es auch diesen Augenblick der Nähe nie wieder geben würde. Und sie wiederholte ihre Frage, weil sie wusste, dass es auch diesen Moment der Wahrheit nie wieder zwischen ihnen geben würde.

›Was hat er getan?‹

Monika Schomberg setzte sich. Diese ganze Sache ging sie nichts an. Mit ihrem Mann war auch dessen Vater für sie gestorben. Und dass er sich nun aus dem Off gemeldet hatte bei ihr und ihrer Tochter, den letzten beiden, die ihm offensichtlich noch blieben, konnte nur eine der letzten perversen Ideen des Erich Schomberg sein.

Mit einer Handbewegung bat sie Rebekka um ein Glas Wein. Die offene Flasche stand neben dem Herd. Widerwillig griff Rebekka zu einem Glas und füllte es randvoll, weniger hätte die Mutter nicht akzeptiert.

›Setz dich.‹

Rebekka gehorchte.

›Ich weiß nicht viel, aber genug. Dein Vater hatte mir davon erzählt. Ich sollte seinen Vater wohl gar nicht erst kennenlernen. Und so war es dann auch. Ich habe mich von diesem Mann ferngehalten. Ich weiß ...‹, sie trank ihr Glas mit wenigen Schlucken leer und stellte es geräuschvoll auf den Tisch, ›... nicht viel, aber genug. Er war bei einem Massaker dabei gewesen in Frankreich. Das war das eine. Und dieses Massaker hat ihn zu einem wohlhabenden Mann gemacht. Das ist das andere. Und dass solche Typen unbehelligt in der Deutschen Demokratischen Republik unter Hammer, Sichel und Ährenkranz weiter Karriere machten, ist das ganz andere ... Ist das, was mich in diesem Scheißstaat, der nun endlich den Bach runtergeht, am meisten kaputtmacht. Und du dachtest immer, es ist der Alk oder der Umstand, dass ich deinen Vater nicht mehr habe?‹

Sie schaute Rebekka an, und Rebekka spürte, dass ihre Mutter tatsächlich eine Antwort von ihr wollte.

Noch am selben Tag hatte Rebekka ihn aufgesucht.

Von einem Besuch konnte keine Rede sein, denn sie ging zu ihm, um sich zu vergewissern, dass es gut gewesen war, ihn als Kind nie wahrgenommen zu haben und seiner großväterlichen Obhut entkommen zu sein, die er wahrscheinlich pflichtgemäß an den Tag gelegt hätte beim Anblick seines einzigen Enkels, beim Gedanken an seinen einzigen Sohn, der so früh verstorben war.

Erich Schomberg wohnte in einem Neubaublock in Köpenick, unweit einer idyllisch anmutenden Bootsanlegestelle. Er öffnete ihr die Tür und betrachtete sie stumm. Stahlblau war der Begriff, der Rebekka als Erstes einfiel, als sie ihm in die Augen schaute. Keine freundliche Regung war seinem Blick zu entnehmen. Bei Rebekkas Großvater hatte alles seinen Platz. Die Brille saß wie festgesteckt auf seiner breiten Nase, das schlohweiße Haar lag geglättet an seinem Kopf und kräuselte sich nur im Nacken etwas. Eine schwarze Strickjacke, aus deren Brusttasche ein glattgebügeltes Taschentuch ragte, umspannte das blütenweiße Hemd. Seine Hände lagen an der Hosennaht der ebenfalls glattgebügelten Anzughose, und alles in allem ergab er das Bild einer Schaufensterpuppe, Mode für den Herrn ab 60, Ton in Ton von Weiß über Grau bis Schwarz.

Rebekka vermied es, ihm die Hand zu reichen und hoffte, er würde sie einfach hereinbitten, ihr ein paar oberflächliche Fragen stellen und so etwas wie einen Versuch starten, ihr zu erklären, was nicht zu erklären war.

›Komm rein.‹

Instinktiv hatte sie erwartet, gesiezt zu werden. Da es in Erich Schombergs Welt aber zwei Sorten von Menschen zu geben schien, die eine, die er schätzte, die andere, die sich seine Wertschätzung erst erarbeiten musste, wusste

sie sofort, in welche Kategorie sie für ihn gehörte. Sie war auf seine Bitte hin hier und sie wollte diesen Pflichtbesuch schnell hinter sich bringen. Die Wohnung wirkte in ihrer kargen Möblierung unpersönlich und kalt, aber auch hier hatte alles seinen Platz. Der Fernseher war ein altes Modell, die Wände waren seit Jahren nicht mehr gestrichen worden, die Möbel in der Küche und das Bad sahen so hinfällig aus, dass Rebekka sich fragte, wie sich ein solcher Anblick jeden Morgen aufs Neue ertragen ließ. Da ihr Großvater offenbar weit schlimmere Anblicke ungerührt ertragen hatte, war dieser hier wohl eher einer der besseren. Und es hatte Rebekka nicht zu interessieren, wie er sein einsames Leben in dieser Einöde von Wohnung lebte.

›Deine Mutter hatte wohl keine Lust, mitzukommen?‹

›Nein.‹

›Das wundert mich nicht. Sie hat noch nie den Kontakt zu mir gesucht. Umso mehr freut mich dein Besuch.‹

Ein Lächeln umspielte seinen faltigen Mund. Es waren tatsächlich Lachfalten, die Rebekka dort und um seine Augen herum entdeckte. Doch ein Zeichen des Erkennens oder gar der Verwandtschaft war in seinen Gesichtszügen nicht vorgesehen.

›Kommen wir gleich zur Sache, Rebekka.‹

Es war beängstigend, ihren Namen aus seinem Mund zu hören. Wenn sie ihrer Mutter glaubte, dann war Menschen, die ihren Namen aus Erich Schombergs Mund vernommen hatten, nichts Gutes widerfahren.

›Mein Letzter Wille ist hier in diesem notariell beglaubigten Schriftstück festgehalten. Eine Durchschrift liegt in dieser Kanzlei.‹

Er schob ihr eine Visitenkarte über den Tisch.

Er hatte ihr nichts zu trinken angeboten. Es war Stille im Raum. Nur das Ticken der Wanduhr hackte die schleichende Zeit in kleine Stücke.

›Ich möchte, dass du mich hier rausholst, wenn ich sterbe. Dass ich auf dem Köpenicker Friedhof anonym bestattet werde und du von dem Geld, das dann bereits auf deinem Konto liegen wird, die Kosten dafür bestreitest. Was du mit dem Rest des Geldes machst, ist mir egal. Der Krempel hier kann direkt in die nächste Haushaltsauflösung. Und solltest du noch ein paar Fotos von deinem Vater haben wollen‹, mühsam stand er auf und ging zu einer Kommode, ›die sind hier drin.‹

Er zog ein Schubfach auf und nahm neben zwei Fotoalben auch ein grün gebundenes Notizbuch heraus.

›Und hier drin findest du, was du über mich wissen solltest.‹

Rebekka fühlte sich, als habe er ihr soeben den Schlüssel zu einem Giftschrank gegeben. Sie dachte an die Worte ihrer Mutter. Dass er ein Unverbesserlicher gewesen sei, und zwar in beiden Systemen. Dass er den Ulbricht an der Wand hatte. Sie schaute sich um. Von dem Bild war nichts zu sehen, auch kein weißer Fleck, auch kein Honecker-Porträt. An Erich Schombergs Wänden hingen überhaupt keine Bilder. Die Wohnung hatte nichts Persönliches. Jeder hätte hier leben können, ohne etwas ergänzen oder wegnehmen zu müssen.

Für ihn war das Gespräch beendet. Rebekka nahm die Alben und das Heft an sich, die Karte vom Notar und ging, ohne sich noch einmal umzusehen.

Am nächsten Tag klingelte das Telefon in der Marzahner Wohnung. Die Nachbarin von Erich Schomberg hatte am Morgen einen Zettel in ihrem Briefkas-

ten gefunden, sie solle umgehend den Hausmeister holen und die Tür zu Schombergs Wohnung aufbrechen lassen. Gegen Mittag fanden sie Erich Schomberg. Er hatte sich im Schlafzimmer erhängt.

Innerhalb nur einer Woche hatte Rebekka alle Formalitäten erledigt. Sie konnte es nicht erwarten, diesen Mann unter der Erde zu wissen, anonym und eines Tages von der Welt vergessen, auf der er eine blutige Spur hinterlassen hatte.

Innerhalb einer weiteren Woche eröffnete ihr der Notar, sie sei Alleinerbin von Erich Schombergs Vermögen. Wie in Trance betrat Rebekka die Marzahner Wohnung und hielt ihrer Mutter das Schreiben mit der schier unglaublichen Ziffer unter die Nase.

›Das Geld werden wir behalten‹, sagte Rebekka, ›und ich weiß auch schon, was wir damit machen werden.‹

Ihre Mutter schaute sie nur mit glasigen Augen an. ›In dieser Sache gibt es kein wir. Du wirst. Nicht ich. Mach damit, was du willst. Ich lebe. Frei von diesem Dreck. Prost!‹

KAPITEL I

Vielleicht war es ein Waschbär gewesen bei den Mülltonnen an der Hauswand. Vielleicht ein Marder unter einem der geparkten Autos. Vielleicht aber auch ein Tritt, der unbeabsichtigt laut geraten war auf den dünnen Zweigen, die der Winter auf der Wiese zurück gelassen hatte wie Spielzeug, dessen er überdrüssig war. Manchmal gingen Biber nachts hier um, Frettchen und Wildschweine. In einem Lied hieß es, in Brandenburg würden wieder Wölfe leben.

Rebekka griff zur Taschenlampe, die neben ihrem Bett lag und die Dimensionen eines Fleischklopfers hatte. Ein Fenster war gekippt. Sie öffnete es ganz, lehnte sich hinaus, aber da waren nur der Zaun und dahinter der Acker und weder ein Waschbär noch ein Marder zu sehen. Sie öffnete das Fenster, das nach vorn auf die Straße führte. Sogar Ratten hätte sie in Kauf genommen oder einen verirrtten Frischling. Aber nichts war schlimmer, als nichts zu entdecken, nur den gewohnten Ausblick zu haben auf einen geparkten *Wartburg* und einen Gartenzaun mit Buchsbäumen dahinter.

Rebekka war ein ausgeglichener Mensch mit einem gesunden Gespür für Gefahr in all ihren Variationen. Und hier draußen war sie nicht in Gefahr. Es war vergebende Kraft, sich auch nur einen Moment zu ängstigen. Angst war ein Gefühl, das sie ausbremsen und ihr wertvolle Zeit stehlen würde, die sie so dringend zur Erholung brauchte. Also durfte sie keine Angst haben. *Es war der Marder. Bresecke wird sich freuen.*

Rebekka schloss das Fenster. Es wurde allmählich hell.

Wie der Rest der Welt hatte nun auch Rebekkas Lieblingsradiosender die Esoterik entdeckt. Die Vielfalt an Radioempfang war limitiert auf dem Land, und auch wenn sie ein Internetjunkie war, hätte Rebekka nie auf eine Radiostation zurückgegriffen, die sie nur im *Google-Fenster* finden konnte. Also schraubte sie jeden Tag aufs Neue an dem Knopf der Sendersuche herum und blieb dann doch wieder dort hängen, wo es an jenem Morgen hieß:

Wenn Sie weniger Elektrosmog in Ihrer unmittelbaren Umgebung haben wollen, dann schließen Sie weniger Geräte an!

Dieser Tag würde ein sonniger werden.

Rebekka kroch zurück ins Bett. Die geblünte Bettwäsche roch nach frischer Bergluft, seit sie einmal pro Woche ein Kissenparfüm mit tatsächlich diesem Duft ansprühte. Sie streckte sich und spürte, wie die Schwere aus ihren Gliedern wich. Solange sie noch nach jedem Lauf Muskelkater hatte, war sie nicht leistungsfähig genug, also würde sie noch mehr trainieren müssen. Sie wollte fit sein, um weglaufen zu können, wenn es notwendig war.

Ihre Gedanken kreisten um einen unheimlichen Verdacht. Es musste um die 20 Todesfälle gegeben haben in dieser Berliner Recyclingfirma. Ungefähr einen im Monat, wenn Rebekka die Traueranzeigen mit immer demselben Logo in ihrer *Berliner Zeitung* richtig deutete. Sie konnte nicht wieder einschlafen. Es war ihr unerklärlich, wie so etwas möglich sein konnte, ohne dass es jemanden kümmerte. In dieser Stadt wurde jedes Falschparken geahndet, und Schwarzarbeiter wurden noch auf der Baustelle festgenommen. Aber 20 Mitarbei-